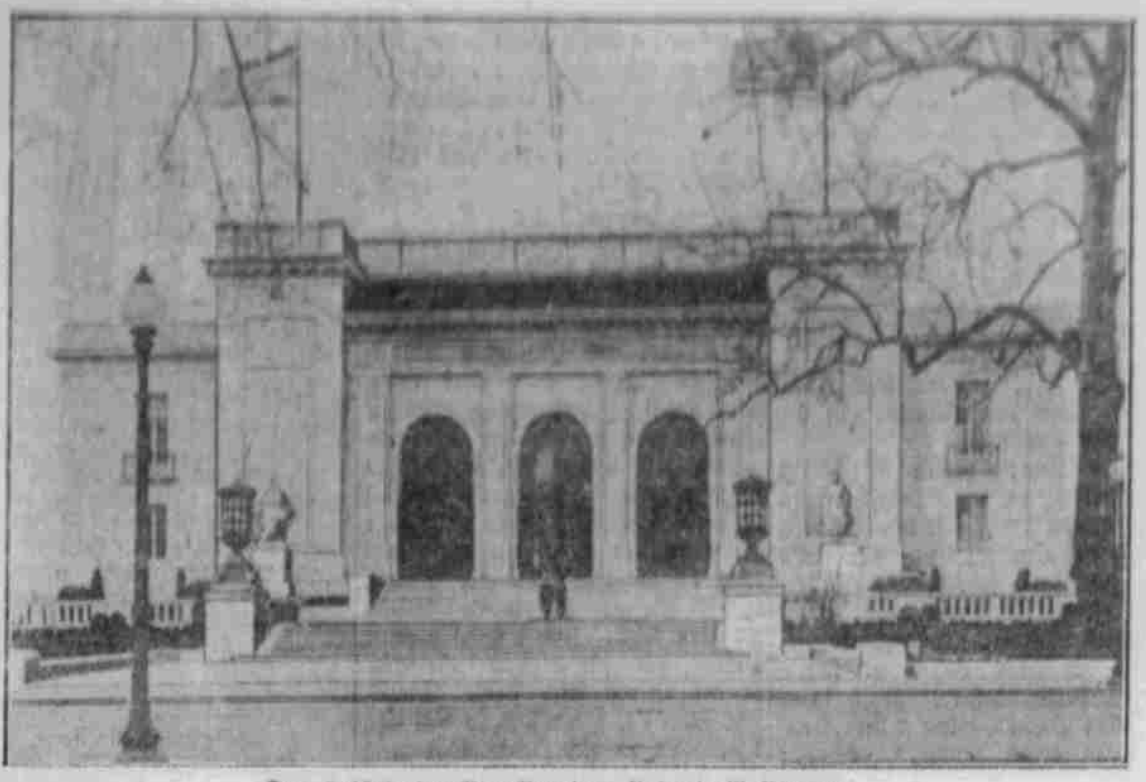
Die Pan-amerikanische Finanz-Konferenz.

Von Dr. Alfred Benscher.

[illegible]



Das Gebäude der Pan-American Union in Washington.

der Stadt Washington an einem vom Präsidenten zu bestimmenden Datum stattfinden soll zum Zwecke der Etablirung engerer und zufriedenstellenderer finanzieller Beziehungen zwischen deren Ländern und den Vereinigten Staaten von Amerika . . . „Das Programm enthält in der Hauptsache vier Punkte: 1. Die Besserung der Bank-, Wechsel-, Kredit-, Diskont- und Handels-Fazilitäten in den inter-amerikanischen Finanz- und Handels-Beziehungen; 2. Entwickelung der Bedingungen zu Gunsten der Placirung von Regierungs-, Provinz- und guten Privat-Anleihen der Länder des lateinischen Amerika in den Vereinigten Staaten, die früher fast ausschließlich in Europa placirt wurden; 3. Besserung des erster Klasse Passagier-, Post- und Frachtdampfer-Diensten zwischen den hauptsächlichen Häfen der Vereinigten Staaten und denen der Länder des lateinischen Amerika; endlich 4. Solche weiteren Gegenstände, die eng mit den drei erwähnten zusammenhängen oder von der Konferenz selbst bestimmt werden mögen.

Der wichtigste Verhandlungs-Gegenstand dürfte der letztere — nicht ausdrücklich genannte — werden. Er soll die Lösung der Frage bringen, der die ganze Konferenz gewidmet ist: wie können die Vereinigten Staaten für ihre Beziehungen zu Mittel- und Süd-Amerika den bestmöglichen Nutzen aus den europäischen Kriegswirren und der temporären Eliminirung des europäischen, namentlich deutschen Ausfuhrhandels ziehen und die Länder des lateinischen Amerika finanz- und handelspolitisch erobern? Das ist des Pudels Kern. Daraus wird hierzulande keinerlei Geheimnis gemacht. Und das weiß Europa ebenso gut wie Mittel- und Süd-Amerika.

Als Präsident James Monroe am 2. Dezember 1823 in seiner berühmt gewordenen Botschaft das Feldgeschrei „Amerika den Amerikanern“ in die Welt hinaussandte, war man sich allseitig sofort darüber klar, daß dies den Beginn einer imperialistischen Aera nicht so sehr auf rein politischem, als vielmehr auf dem Gebiet von Finanz und Handel bedeuten würde. Namentlich Südamerika sollte wirthschaftlich erobert und edn Händen der englischen und deutschen Kapitalisten entrissen werden. Wir haben dieses Ziel seitdem kaum je aus den Augen gelassen. Namentlich seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ist alles Mögliche in dieser Beziehung versucht worden. Studienreisen und „schwimmende“ Ausstellungen sind seitens unserer Industrien veranstaltet worden, die hiesigen Fabrikanten haben sich einem speziellen Studium der südamerikanischen Märkte gewidmet. Die „American Association for International Conciliation“ bestrebte sich, namentlich durch Förderung des Studiums der spanischen Sprache eine bessere Verständigung zwischen den hiesigen Exporteuren und den dortigen Kunden herbeizuführen. Der neue Tarif gewährte dem Quebracho-Holz und landwirthschaftlichen Produkten Argentiniens Zollfreiheit. Das neue Bankgesetz erlaubte den bedeutenderen Nationalbanken die Errichtung von Auslandsfilialen, was bisher unerhört, weil gesetzlich nicht erlaubt gewesen war. Die National City Bank ging auch sofort an's Werk und errichtete Zweigniederlassungen in den Hauptstädten der südamerikanischen Länder.

Aber die Erfolge all dieser Bemühungen sind recht geringfügige gewesen. Die Schuld daran trägt das Mißtrauen, das die südamerikanischen Republiken von jeher gegen den großen Bruder im Norden beherrschte. So schrieb die „La Plata-[illegible]

nehmung dieser Interessen in seiner Sphäre gab Nordamerika 1903, wo Panama, geschürt durch seinen großen Nachbar, sich von Columbien lossagte, um eine unabhängige Republik zu werden. Die Verfassung Panamas, der Kanal-Isthmus, beides steht unter dem Protektorat Nordamerikas. Dies alles weist doch unverkennbar darauf hin, daß Nordamerika, sofern nur irgend eine Möglichkeit der Verwirklichung seiner Wünsche besteht, in seinem Vordringen erst beim Kap Horn Halt machen wird.“

Dieses weitverbreitete Mißtrauen hat bisher einem kräftigeren Ausbau unserer Handelsbeziehungen mit Südamerika wie eine unübersteigbare Mauer entgegengestanden. Die jetzige Administration in Washington, die einen ungemein praktischen Blick für diese Dinge hat, ist nicht müde geworden, diesem Mißtrauen der Kleinen gegen den großen Bruder entgegenzuarbeiten. Man hat Columbien eine Entschädigung für den panamitischen Verlust angeboten, um dadurch einen guten Eindruck auf diese kleine Republik und deren Schwesterrepubliken hervorzurufen. Man hat die „A. B. C.-Staaten — Argentinien, Brasilien und Chile — zu Schiedsrichtern in dem Mexiko-Imbroglio berufen und ihnen und ganz Südamerika dadurch zeigen wollen, daß man sie keineswegs nur als „Interessensphäre“, sondern als gleichberechtigte Faktoren im Völkerkonzert Amerikas betrachtet. Und jetzt hat man sie zur Konferenz nach Washington eingeladen „zum Zwecke der Etablirung engerer und zufriedenstellenderer finanzieller Beziehungen“ . . .

Das Handels-Departement in Washington hat soeben eine Broschüre über den Handel der Vereinigten Staaten mit anderen amerikanischen Ländern im Jahre 1913—1914 erscheinen lassen. Danach betrug unserere Ausfuhr nach dem übrigen Amerika im Fiskaljahre 1914 rund 652 Millionen Dollars. 582½ Millionen davon gingen nach nordamerikanischen, 124½ nach südamerikanischen Ländern. Der Löwenantheil, 345 Millionen, geht nach Canada. Cuba, unser zweitbester Markt, kaufte Waaren im Werthe von 69 Millionen von uns. Erst dann folgen Argentinien mit 45, Mexiko mit 39, Brasilien mit 30, Panama mit 23 und Chile mit 17 Millionen, während alle übrigen amerikanischen Länder zusammen mit 85 Millionen Dollars an unserer Ausfuhr betheiligt sind. Wie sich unser Export nach Südamerika im Laufe der Zeit gehoben hat, geht aus folgenden Ziffern hervor. Im Jahre 1873 betrug er nur 30 Millionen Dollars, zehn Jahre später 33, wiederum nach zehn Jahren 41 Millionen. Im nächsten Jahrzehnt machte sich die lebhaft betriebene Agitation dann bemerkbar. Von 1903 bis 1913 stieg die Ziffer von 41 auf etwa 150 Millionen. Aber so groß dieser Aufschwung auch erscheinen mag, so geringfügig erscheint er doch im Vergleich mit der Gesammteinfuhr Südamerikas und dem Antheil, den Deutschland und England daran hatten. Der Gesammtwerth der Einfuhr nach Südamerika stellte sich im Jahre 1912 nämlich auf 960½ Millionen Dollars. Davon entfielen auf Deutschland 178.9 und auf England 273.1 Millionen. Das Prozentverhältnis stellte sich nach Dr. Hornberg in Kiel 1909 wie folgt: Einfuhr aus Deutschland 16.6, aus England 30.7, aus den Ver. Staaten 14 Proz. 1912 waren diese Ziffern gestiegen auf 18.6 Proz. aus Deutschland und 16 Proz. aus den Ver. Staaten, während die Einfuhr aus England auf 28.4 Proz. zurückgegangen war.

Daraus ist unzweifelhaft die Lehre zu [illegible] man auf dem südamerikanischen Felde auch sehr stark mit der englischen Konkurrenz zu rechnen hat. Der deutsche Handel dort war verhältnismäßig schwach kapitalisirt, während England ungeheure Kapitalien in Südamerika angelegt hat, denen nicht so leicht beizukommen sein wird. England beherrscht fast das gesammte Privatbahnsystem in Brasilien, Uruguay und Argentinien und damit die Einfuhr des Bahnmaterials. Es kontrollirt zum großen Theil die Binnenschiffahrt, die Straßenbahnen, die Licht- und Kraftlieferung. Nach dem Londoner „Economist“ von 1912 hatte England damals im Ganzen ein Kapital von 622,196,500 Pfd. Sterling in seinen verschiedenen südamerikanischen Unternehmungen stecken. Davon kamen auf Argentinien 315,919,800, Brasilien 162,119,000, Uruguay 42,346,300, Chile 40,672,000, Peru 29,123,500, Bolivia 10,129,400, Columbien 8,160,700, Venezuela 7,657,800, Ecuador 2,071,100 und Paraguay 2,996,900.

Wenn Englands Stellung in Südamerika auch durch den Krieg gewiß leidet, so ist es doch handgreiflich, daß seine Position dort eine ungleich festere ist als diejenige Deutschlands, das den 6½ englischen Milliarden Mark gegenüber nur etwa eine Milliarde dort angelegt und obendrein durch die Unterbindung seiner Ausfuhr einen schweren Schlag erlitten hat. Deutschland wird nach dem Friedensschluß die Verbindungen dort vollständig neu anknüpfen müssen und obendrein zum Wiederaufbau seiner wirthschaftlichen Existenz überhaupt sicherlich amerikanischen Geldes bedürfen. Zwei Thatsachen, die Amerika doppelten Vortheil gewähren. Andererseits ist England keineswegs gewillt, sich aus Südamerika verdrängen zu lassen. Das wurde erst kürzlich deutlich dadurch bewiesen, daß es, trotzdem es doch augenblicklich sicher näherliegende Sorgen hat, die Hälfte der argentinischen Anleihe übernahm, ein um so bemrkenswertheres Vorgehen, als die englische Regierung gleich zu Beginn des Krieges die Betheiligung an ausländischen Geldgeschäften untersagt hatte, um die eigenen Reserven möglichst intakt zu halten.

So bedeuten denn unsere jetzigen Bestrebungen in Mittel- und Südamerika hauptsächlich ein Vorgehen gege nDeutschland, weil das eben „the road of least resistance“ ist. Schon verlautete von dem Projekt der Gründung einer großen internationalen Exportbank, welche den Produktions- und Exportinteressen dienen und ihnen den Verkehr namentlich mit Südamerika erleichtern soll. Aber wenn man in Südamerika wie überhaupt auf den Weltmärkten wirklich Erfolge erringen will, dann wird doch weiter nichts übrig bleiben als auch dem übermächtigen England auf die Hühneraugen zu treten, eine wie gewaltige Aufgabe dies auch sein mag. Unmöglich ist es angesichts der jetzigen internationalen Situation jedenfalls nicht. Amerika braucht nur seine jetzige dominirende Finanzposition dazu zu benutzen, England aus der Stellung des „Clearinghouse“ der Welt zu verdrängen. Diese Stellung ist es, die England bisher die Vorherrschaft im Welthandel gesichert hat. Der internationale Kreditverkehr nahm seinen Weg über England, und die Wechsel mußten auf englische Währung lauten. Vielleicht macht die morgen beginnende Konferenz damit wenigstens, was Süd-Amerika anbelangt, einen Anfang und sorgt dafür, daß der Kreditverkehr zwischen uns und Südamerika, von jeher ein Schmerzenskind, von der englischen Suprämatie befreit wird. New York sollte das Clearinghouse zunächst wenigstens für diesen Verkehr werden. Dann würde die englische Weltherrschaft auf demKreditmarkt von selbst nach und nach abbröckeln, denn Deutschland würde nur zu gern eine solche Bewegung unterstützen, die einem auch ihm lästigen Zustande ein Ende zu machen geeignet ist.

Gelingt dies, dann hat die Konferenz nicht umsonst getagt, selbst wenn sie das ihr in erster Linie gesteckte Ziel, Deutschland aus Südamerika dauernd zu verdrängen, nicht erreicht. Das wird sie nämlich aller Voraussicht nach ohnehin nicht erreichen können, denn, ob Deutschland Sieger bleibt in dem Völkerringen oder — was es wohl als das Schlimmste zu befürchten hat — sich mit einem Remis begnügen muß: so viel ist wohl dem aufmerksamen Beobachter der wirthschaftlichen Verhältnisse im Verlaufe des Krieges schon klar geworden, daß das „Made in Germany“ nach dem Friedensschluß in Südamerika wie auf allen anderen Weltmärkten wieder seinen siegreichen Einzug halten wird.

Die „rothen Teufel“ und die Tiroler.

Von Ernst Klein.

K. u. k. Kriegspressequartier, im April. Die „rothen Teufel“ — so nennen sie [illegible]

[illegible] Schaufeln, Knüppel waren ihre Waffen.

„Jeder von den Husaren ist ein kleiner Feldherr“, sagte mir in den Karpathen ein hoher Reiteroffizier. „Braucht keiner eine Generalkarte, um sich im schwierigsten Gelände orientieren zu können, und der Teufel weiß, wie sie sich diese furchtbaren galizischen Namen merken und richtig aussprechen. Wenn ein Husar eine Meldung mit Ortsnamen überbringt, kann man sich darauf verlassen, daß sie stimmt bis zum letzten Buchstaben. Sie wissen zu beobachten und ihre Beobachtungen zu verwerthen — sie sind eben geborene Soldaten.“

Nur ein Beispiel für die Orientierungsgabe der „rothen Teufel“. Wird da eines Nachts einer vom 2. Husaren-Regiment, dem berühmten Regiment, das als das des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen auch in Deutschland einen guten Namen hat, von seinem Kommando mit einem Befehl weggeschickt, der einem Bataillon auf einer Bergkuppe zu überbringen ist. Die Nacht war stockfinster, der Feind so nah und das Terrain so schwierig, daß die an den Husarenoffizier gegebene Weisung ausdrücklich lautete, den Mann erst in der Frühe wegzuschicken, da es unmöglich wäre, in der Finsternis den Weg zu finden. Der Husarenrittmeister wollte aber dem Infanteriebrigadier zeigen, was seine Husaren für Kerle wären, fing sich aus seiner Schwadron den Richtigen heraus und instruierte ihn. Als Einleitung der Instruktion diente ein drei Ellen langer Fluch, dann kam die Instruktion selber: „Also paß auf, zuerst reitest Du drei Kilometer Feldweg, dann den ersten Seitenweg links, dann den zweiten rechts, dann die Bergkuppe 2000 Schritt hinauf. Dort steht das Bataillon. Und wenn Du's nicht findest, soll Dich und Deine Großmutter der Teufel holen!“ Um 11 Uhr Nachts ritt der Mann weg, um 3 Uhr Früh übergab er die Bestätigung über den Erhalt des Befehls dem Brigadier. Und dann legte er sich nieder und fluchte bis zum Morgen, weil ihm sein Rittmeister nicht zugetraut hatte, daß er den „kinderleichten“ Weg finden werde.

Sie haben Ehrgeiz im Leibe, die rothen Teufel, echten, rechten Soldatenehrgeiz. Sie lassen sich lieber vom Teufel holen, ehe sie den erhaltenen Befehl nicht ausführen. Auch dafür ein Beispiel: Eine Eskadron wird der Infanterie vorausgeschickt, um einen Terrainabschnitt zu halten, bis das Gros der Division heran ist. Die Husaren sitzen ab und nehmen verwogen das Feuergefecht gegen zwei feindliche Bataillone auf — 150 gegen 1500! Aber die Infanterie verspätet sich, die Husaren haben die letzte Patrone verknallt! Also zurück oder sich gefangennehmen lassen! Der Befehl jedoch lautet: Halten! Also! Der Eskadronskommandant schaut sich seine Leute an. Die streichen sich unternehmungslustig die Schnauzbärte und drehen die leeren Gewehre um. Da springt er vor, schreit „Rajta Huszar!“ („Vorwärts, Husar!“) — und die 150 Husaren — vielmehr was von ihnen noch übrig war, gehen mit geschwungenem Kolben die zwei Bataillone Russen an. Die aber [illegible]

[illegible] Der Husar erhebt sich, klaubt sich zusammen, sieht sein Pferd daliegen, überzeugt sich, daß es nicht getödtet, nur betäubt ist, läßt es zunächst liegen, denn der Befehl ist wichtiger. Rennt also die vier Kilometer hinunter zum Divisionskommando, gibt seine Meldung ab und rennt die vier Kilometer wieder zurück, um sein Pferd zu holen. Das war aber inzwischen zum Bewußtsein gekommen und auf eigene Faust nach Hause getrabt. Der Husar, der seinen Gefährten kannte, gerieth auch gar nicht in Unruhe, als er ihn auf dem Unglücksplatz nicht vorfand; stapfte seelenvergnügt zu seiner Eskadron, wo dann Roß und Reiter ein rührendes Wiedersehen feierten.

Folgende Geschichte legt Zeugnis dafür ab, wie treu der Husar zu seinem Offizier hält. Da wird eine Offizierspatrouille plötzlich von einer feindlichen Infanterieabtheilung angeschossen und prescht zurück. Der Offizier stürzt — da wirft die ganze Patrouille wie auf Kommando die Pferde herum und jagt zu ihrem Leutnant. Die Russen schießen wüthend darauf los, aber die Husaren helfen erst ihrem Hadnagy (Herrn Leutnant) in den Sattel, dann fahren sie ab.

So liebt der Husar seinen Offizier, aber die Liebe ist gegenseitig.

Als ich dann in Uzsok war, kam eines Abends in's Hauptquartier des Feldmarschalleutnants Szurmay ein alter Husarengeneral, Baron Bothmer. Der Exzellenzherr stellte mich ihm vor und bat ihn, von seinen Husaren zu erzählen. Das that er.

War an die Sechzig schon, dieser Husarengeneral, hatte einen eisgrauen Kopf, aber blühend rothe Wangen und blitzende dunkle Madjarenaugen.

„Ja, meine Husaren,“ sprach er, und es klang genau so, wie wenn ein Vater von seinem Buben erzählt, „ja, meine Husaren! Schaun's, das sind alles Landsturmhusaren, alte Burschen zumeist, verheirathet, mit Weib und Kind zu Haus, aber denen thun's die Jüngsten nicht gleich. Ihnen steckt halt der Soldat im Blut, und sie thun ihre Pflicht, ganz gleich, ob im Sattel mit dem Säbel in der Faust oder mit dem Karabiner im Schützengraben. Der Teufel soll den Krieg holen, der sogar uns Kavalleristen zwingt, zu graben und zu schaufeln — aber nachdem es nun einmal so ist, müssen wir das auch lernen. Und meine Husaren haben es gelernt. Wie wir ausgerückt sind, hat's geheißen, jeder Mann muß einen Infanteriespaten haben. Gefaßt haben wir keine, aber wie wir an die Front gekommen sind, hat jeder Mann seinen Spaten gehabt. Wenn ich sie gefragt hab', wo habt ihr die her?, haben sie gelacht und verschmitzte Gesichter gemacht. Wär' nicht schlecht, wenn ein Husar sich nicht zu helfen wüßt. Der Korpskommandant hat das gehört und befohlen, daß die Spaten wieder abzuführen seien. Befehl ist Befehl. Aber am dritten Tag hat jeder von meinen Burschen seinen Spaten gehabt. Den Todten haben sie ihn abgenommen, den Verwundeten, und wer das nicht konnte, hat sich so ein Ding halt gekauft. Mancher hat zehn Kronen dafür bezahlt.“

Von allem, was der ungarische Husar liebt, habe ich bis jetzt erzählt, nur von seinem Allerheiligsten nicht, von seinem Vaterland. Ihr könnt mir die Geschichte glauben, die ich dazu berichten will — die ganze Armee kennt sie. Eines Tages wird in ein Feldspital ein schwerverwundeter Husar eingebracht, ein ganz junger Bursch, dem kaum der Husarenbart sproßte. Man entkleidet ihn und findet bei ihm, in ein Sacktüchel eingebunden, eine Handvoll Erde. „Was ist das?“ fragte der Doktor. Da lächelt der arme Junge selig und sagt: „Das ist die Erde aus meiner Heimath. Meine Mutter hat mir das mitgegeben, damit ich, wenn ich im fremden Land fall', meinen Kopf darauf legen und auf Heimathserde sterben kann.“

Seht, das sind unsere ungarischen Husaren, die von den Russen die „rothen Teufel“ genannt werden.

Die Söhne Tirols.

In Vorhergehendem habe ich die ungarischen Husaren geschildert, nun möchte ich Sie mit den Tirolern bekannt machen — ein beinahe unnöthiges Beginnen, denn wer kennt die nicht? Wer hat sie nicht unzählige Male rühmen gehört, die Kaiserjäger, die Kaiserschützen, die Landesschützen? Die Husaren sind des Königs von Ungarn Stolz und Staat; die Tiroler Stolz und Staat des Kaisers von Oesterreich.

Beide sind Elitemilitär, aber wie zwei Pole ganz entgegengesetzt — wie eben die Charaktere ihrer Nationen. Die Ungarn feurig, mit einem Elan sondergleichen, einer vor nichts zurückzuckenden Verwegenheit; die Tiroler bedächtig, wohl überlegt, aber von zermalmender Wucht im An-[illegible]

[illegible] Das hatten die Leute bald weg und legten sich gar keinen „Zwang“ mehr auf; feixend schossen sie, stehend, wie's gerade ging — aber jeder Schuß saß. [illegible] im Kopf. Als sie nachher die Stellung des zusammengeschossenen Gegners stürmten, lagen die Gräben voller Leichen — alle mit dem kleinen Todesloch mitten in der Stirn.

Ungarische Husaren muß man reiten sehen, Tiroler Schützen schießen. Da gibt's keine unnütze Patronenverschwendung, denen sitzt die Feuerdisziplin im Jagablut. Da kniet so ein Bursch, die kurze Pfeife im linken Mundwinkel, das Gewehr im Anschlag und paßt. Grad wie daheim auf dem Anstand. Drüben regt sich nichts. Lange bleibt's ganz still im feindlichen Graben. Auf einmal zeigen sich vier, fünf der flachen Mützen. Blitzschnell werden die Ziele vertheilt — „den ersten links nimmt der Sepp, den zweiten du, den dritten i“. — — Die Schüsse krachen — drüben verschwinden die Mützen. Und jeder weiß, ob seine Kugel das Ziel erreicht hat oder nicht. Ich glaube, sie müssen das kleine Stück Blei sehen können, wie es dahinsaust, sonst wüßten sie nicht so genau, wo es einschlägt. „A Handbreit zu viel links.“ „Rechts abgekommen.“ Spricht sich jeder sofort das Urtheil über seinen Schuß.

Die meisten Soldaten, besonders die unerfahrenen, schießen in der Aufregung drauflos, ohne viel zu zielen. Es ist so was wie eine Autosuggestion, die ihnen zuraunt: Wenn der Feind herschießt, schieß zurück. Dann bist du sicher. Das legt sich mit der Zeit, und jeder lernt es, mit den Patronen zu sparen. Der Tiroler braucht das nicht. Er kennt keine Feueraufregung. Da können die Russen drauflos knallen, so viel sie wollen, wenn er kein Ziel für seine Kugel hat, dann schießt er nicht. Und so gemüthvoll diese Bergkinder sind, im Kampf kennen sie nur eine Sorge: daß ja die Patronen nicht ausgehen. Fällt der Nebenmann und ist's der beste Kamerad, der erste Griff des andern geht nach seiner Patronentasche. Sie lassen keinen Verwundeten, keinen Todten liegen, ohne ihm sogleich seinen kostbarsten und ihm jetzt so werthlosen Schatz, seine Patronen, abzunehmen. Die werden verstaut, wo nur Platz ist, in der Hosentasche, im Brotsack, in der Kappe. Patronen muß der Soldat haben, sonst ist er kein Soldat, sagt der Tiroler.

Schießen, das ist sein eines Element — Dreinhauen sein anderes. Wenn's zum Sturm losgeht, wird erst vorsorglich das Gewehr versorgt, dann wird's umgedreht — dann wird in die Hand g'spuckt und dann mit Gott vorwärts für'n Herrn Kaiser! Mein Freund, der Hauptmann, hat mir erzählt, wie er seine Leute beim Sturmanlauf beobachtete. Der eine küßte inbrünstig ein Heiligenbildel, der ein Kreuzel, der dritte eine Photographie vom Weib, der vierte betete ein Vaterunser. — Das war aber niemals ein Beten, „daß mir nix g'schieht“, sondern das Abschiednehmen der frommen Katholiken. Aber dann — Amen! Und drauf auf die Russen! Da waren sie so recht in der Uebung. Von der guten, alten Landessitte des „Raafens“ her. Jeder Sturm wird zum Kirchweihfest. Und Tiroler Fäuste sind hart und stark — die hauen zu.

Ist der Kampf für den Tag vorbei, dann tritt das Gemüth in seine Rechte. Dann liegen sie nebeneinander und flüstern leise von dem, der heut gefallen, und jenem, der gestern liegen blieb. „Hiazt is der Polter Toni aa g'fall'n. Was wird sei Weib mit den vier Kindern anfang'n?“ So reden sie miteinander von ihren Lieben und dem Daheim. Lieben sie doch ihre Berge über alles. Und sie fühlen sich todtunglücklich in dem galizischen Morast. Das Marschieren ward ihnen auf den grundlosen Straßen oft herzlich sauer, und der Regen nahm ihnen ihre Stimmung. Besonders, als es nach der Grodecker Schlacht zurückging. Da wurde reichlich gemurrt und geknurrt. Kam in jenen bösen Tagen mehr als einer zum Hauptmann und sagte ihm: „Herr Hauptmann, heut ham ma wiederum die Russen g'haut, und hiazt marschier'n ma wieder z'ruck?“ Der Begriff „strategischer Rückzug“ ging in diese gradlinigen Bauerngehirne nicht hinein, und es hielt schwer, ihnen das Warum und Weshalb verständlich zu machen.

Aber sie wären nicht die braven Soldaten, die sie sind, wenn sie sich nicht in alles fügten. Der Hauptmann hat gesagt: „Kinder, 's muß so sein“ — na, dann wird's halt so sein müssen. Und beim nächsten Kampf ließen sie ihre verschluckte [illegible]

[illegible]

Der Untergang des „Gambetta“.

Schreckensszenen.

Aus Brindisi wird am 1. Mai gemeldet: Die hierher zurückgekehrten Mannschaften der italienischen Torpedoboote, die zur Hülfeleistung für den „Léon Gambetta“ ausgesandt worden waren, geben die Erzählungen der Ueberlebenden wie folgt wieder: „Wir kreuzten bereits seit elf Tagen zusammen mit drei anderen französischen Panzerkreuzern abwechselnd in den Gewässern von Otranto. In jener Unglücksnacht befanden wir uns gegen ¾1 Uhr etwa 23 Meilen von Kap Santa Maria di Leuca entfernt, von wo wir, nachdem wir dort ein angebliches italienisches Segelschiff näher untersucht hatten, unsere Fahrt, nichts ahnend, mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 17 Knoten fortsetzten. Die Nacht war mondhell und sternenklar, so daß man mit freiem Auge die weißen Häuser der Küste von Otranto unterscheiden konnte. Nachdem eine neue Nachtwache aufgezogen war, begaben wir uns alle in unsere Kabinen, die dann mit Ausnahme der Kabinen der Vorgesetzten vorschriftsmäßig von außen abgeschlossen wurden. Auch der Steuerwachoffizier soll sich angeblich zur Ruhe begeben haben, was nicht wenig zum Verlust des Schiffes beigetragen hat. Der erste Torpedoschuß des „U 5“ riß die linke Seite des Schiffes auf, tödtete viele Mannschaften und zerstörte den Maschinenraum sowie die Dynamomaschinen vollständig. Sofort erloschen auf dem „Léon Gambetta“ alle Lichter. Weder die Scheinwerfer noch die Funkentelegraphie konnten in Betrieb gesetzt werden. Im ersten Augenblick bemächtigte sich unser aller ein unaussprechliches Angstgefühl, und es entstand eine Panik. Die Mannschaften, deren Kabinen in der allgemeinen Verwirrung und zufolge des starken Aufdieseitelegen des sinkenden Schiffes nicht rasch genug geöffnet werden konnten, sowie die Vielen durch die Explosion Verletzten, begannen entsetzliche Schreie auszustoßen, was uns, die Unverletzten, noch mehr verwirrte. Wir anderen, die meisten nur mit dem bloßen Hemd oder sonst nur nothdürftig bekleidet, suchten im Dunkeln den Weg auf das Deck. Doch bald gewannen wir durch das Beispiel unserer Vorgesetzten und deren heroisches Verhalten die Ruhe wieder. Die präzisen, strengen Kommandorufe unseres Kommandanten Andrée Depéridre und des Admirals, der, nur mit leichter seidener Unterwäsche bekleidet, aus seiner Kabine stürzte, gaben uns die Geistesgegenwart wieder. Doch das immer schneller sinkende Schiff hatte sich inzwischen derart auf die linke Seite gelegt, daß es nicht möglich war, die Kanonen zu bedienen oder die Rettungsschaluppen niederzulassen. Der Untergang des Schiffes wurde damit sowie der unsere schier unabwendbar. Da ertönte ein zweiter fürchterlicher Knall. Ein weiteres Torpedo hatte unseren sinkenden „Léon Gambetta“ voll getroffen und die Wasser stürzten in noch größerer Gewalt in den Leib des „Léon Gambetta“. Alle, denen es nicht mehr gelang, in die einzige bis jetzt in das Meer herabgelassene Rettungsschaluppe hinabzuspringen, stürzten sich unbekleidet in das eiskalte, aber ruhige Meer. Der Kommandant Depéridre, der in voller Uniform war, verließ, trotzdem ihn die die Schaluppe besteigende halbnackte Mannschaft mit Gewalt fortreißen wollte, nicht die Kommandobrücke, sondern rief ihnen zu: „Denkt an Euch selbst, ich sterbe mit meinem Schiff, „Vive la France!“ In dem Augenblick, als der „Léon Gambetta“ zu sinken begann, was etwa sieben Minuten nach dem zweiten Torpedoschuß erfolgte, schoß er sich aus seinem Revolver eine Kugel durch den Kopf. Auch der inzwischen wach gewordene Steuerwachoffizier hatte bereits vorher, von Gewissensbissen gepeinigt, Selbstmord verübt. An den Seitenwänden des überfüllten einzigen Rettungsbootes klammerten sich zahlreiche nackt im Meere schwimmende Unglückliche an, von denen viele erschöpft wieder in's Meer zurückfielen und ertranken. Nach sechs schrecklichen Stunden wurden von den durch den Leuchtthurmwächter herbeigerufenen italienischen Torpedobooten 136 Leute, darunter drei Unteroffiziere, gerettet. Die meisten waren infolge des ausgestandenen Schreckens und der Anstrengungen mehr todt als lebendig. Nur einer von den sechzig Offizieren des Schiffes befindet sich unter den Geretteten. Bis jetzt wurden 58 Leichen aufgefischt, darunter auch jene des Kommandanten Depéridre und des Admirals Senés. Die Leichen wurden unter großer Betheiligung der Bevölkerung gestern in Castrignano del Capo beerdigt.